

Kulturwissenschaft

Kurt Oesterle

Tübingen

„Vergebens gelebt und gearbeitet“. Wie Berthold Auerbach am Antisemitismus seines Ex-Freundes Richard Wagner zerbrach

Es muss im Sommer 1845 gewesen sein, als Richard Wagner in Berthold Auerbachs Leben trat. Wagner war damals 33 Jahre alt, Auerbach ein Jahr älter, und ihre Verbindung währte etwa anderthalb Jahre. Beide gehörten einer Tafelrunde in Dresdens Böhmischem Bahnhof an. Mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ hatte Auerbach erst wenige Jahre zuvor seinen Ruhm begründet. Der Musikdramatiker Wagner hingegen arbeitete noch an seinem Aufstieg. Seine Opern *Rienzi* und der *Fliegende Holländer* waren Erfolge gewesen und hatten ihm die Dresdner Hofkapellmeister-Stelle eingetragen. Doch Wagner wollte weiter. Wohin sein Ehrgeiz ihn trieb, erfasste sein Mitspaziergänger Auerbach genau; im Brief an einen Freund heißt es fast verliebt:

Ich komme soeben von einem Spaziergang mit dem Kapellmeister Richard Wagner. Diesen Freund habe ich dir zu nennen vergessen, und doch ist er eine hoch bedeutende Erscheinung, voll einer fast fiebrigen Lebendigkeit und Geistigkeit. Man kann stundenlang mit ihm gehen, er wird immer bedeutendes vorbringen. Wir gehen in der letzten Zeit sehr viel mit einander. Wagner ist ein tiefer Kenner der mittelalterlichen Poesie und selber voll poetischer Produktion. Er hat sich zu den vielen Opern, die er komponiert hat, selbst die Texte geschrieben. Namentlich seine letzte Oper, ‚Thannhäuser‘, ist voll der tiefsten Poesie. (Scheuffelen 1985: 54)

Auch Wagner hat den Weggefährten noch erstaunlich lange in guter Erinnerung behalten, wenngleich in seiner Schilderung eine gewisse Herablassung nicht zu überhören ist; in seiner postum erschienenen Autobiographie *Mein Leben* schreibt er:

Was mich besonders anzog, war, daß ich in (Auerbach) den ersten Juden antraf, mit welchem ich über dieses Judenthum in herzlicher Unbefangenheit sprechen konnte. Es schien ihm sogar daran gelegen, gegen diese Eigenschaft alles Vorurteil auf gemütliche Weise zu brechen, und rührend war es, wenn er von seiner Knabenzeit erzählte, in welcher er sich als der vielleicht einzige Deutsche bewährte, der den Klopstock'schen ‚Messias‘ vollkommen gelesen. Über diese Lektüre, welche er heimlich in seiner Dorfhütte betrieb, hatte er sich eines Tages für die Schule versäumt, und als er nun zu spät in dieselbe eintrat, ward er vom Lehrer mit den Worten

angelasen: ‚Du verdammter Judenbub, wo hast du wieder herumgeschachert?‘ Solche Erfahrungen hatten ihn nur wehmütig und nachdenklich gestimmt, nicht aber verbittert, und er habe es vermocht, das rechte Mitleiden auch für seine Peiniger zu gewinnen. Dies waren nun Züge, die mich sehr herzlich für ihn einnahmen; nur wurde es mir mit der Zeit bedenklich, daß er aus dem Kreis ähnlicher Vorstellungen und Beziehungen auch gar nicht mehr herauskam, so daß es mir schien, die ganze Welt und ihre Geschichte enthalte für ihn bloß das Problem der Verklärung des Judentums. Hiergegen lehnte ich mich denn eines Tages mit gutherziger Zutraulichkeit auf und riet ihm, doch die ganze Judenfrage einfach fahren zu lassen; es wären denn doch noch andere Gesichtspunkte für die Beurteilung der Welt zu gewinnen. Sonderbarerweise verlor er da alle Naivität und geriet in einen, wie mich dünkte, nicht ganz wahrhaftigen, weinerlich ekstatischen Ton, indem er versicherte, das könne er nicht, in dem Judentum läge noch zu vieles, was seiner ganzen Teilnahme bedürfe ... In jener Dresdner Zeit tat mir Auerbach's warmes Eingehen auf meine künstlerischen Intentionen, wenn dies auch vom schwäbisch-jüdischen Standpunkte aus geschah, aufrichtig wohl. (Wagner 1911: 386 f.)

Der Opernkomponist Wagner und der Dorferzähler Auerbach gehören beide gleichermaßen in die Ahnengalerie des deutschen Frühliberalismus. Beide mussten sie für ihr bürgerlich-revolutionäres Engagement bezahlen: Auerbach hatte 1837 zwei Monate Festungshaft auf dem Hohenasperg verbüßt und schon vorher durch sein radikales Engagement die Rabbinerausbildung verwirkt; Wagner würde 1849 unter Lebensgefahr aus Dresden in die Schweiz fliehen müssen, weil er in der sächsischen Residenzstadt am Maiaufstand teilgenommen hatte. Letztlich jedoch überwog das Trennende die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden. Auerbach blieb bis zu seinem Ende ein national gesinnter Liberaler, der die Emanzipation der Juden als geradezu persönliche Aufgabe empfand, mit der sein Leben auf Gedeih und Verderb verbunden schien. Wagner schwor nach der gescheiterten Revolution seinen liberalen Ideen ab, verlegte die Revolution in die Kunst und dachte einem antikapitalistischen, antizivilisatorischen, antiliberalen und geschlossen deutschnationalen Machtstaat vor, den eine kommende Führer- und Erlösergestalt lenken sollte.

Im Zeitalter der Emanzipation kommt Auerbachs Leben innerhalb des Spektrums jüdischer Existenzmöglichkeiten eine besondere Bedeutung zu. Anders als Heine und Börne ließ er sich nicht taufen, und als Künstler suchte er seinen Erfolg nicht mit großstädtischen Themen, sondern mit bäuerlichen Dorfgeschichten. Das, so hoffte er, müsse als Eintrittskarte in die Gesellschaft ausreichen. Sein Stolz galt der Tatsache, dass es ihm als Juden gelungen war, „etwas aus dem Innersten des deutschen Volkslebens zu offenbaren“ (Bettelheim / Auerbach 1907: 161), wie es in einem Brief heißt. Seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ verstand er als höchsteigenen Beitrag zur Judenemanzipation. In Europa, vor allem in Deutschland, so glaubte er, habe die Wanderung der Juden ihr Ende gefunden. Die Deutschen schienen ihm darauf am besten vorbereitet, weil sie das „Volk der Humanität“ seien (vgl. Katz 1993: 159). Einen starken Beweis sah er darin, dass etliche jüdische Künstler sich im deutschen Kunstbetrieb der Epoche bereits durchgesetzt hatten – von Mendelssohn-Bartholdy über Meyerbeer zu Heine und dem Kritiker Ludwig Börne. Die endgültige Wiedervereinigung

der jüdischen und nichtjüdischen Gemeinschaft zur echten und wahren Menschheit scheint für Auerbach nur eine Frage der Zeit gewesen zu sein; diese neue Menschheit müsse sich vollenden, wenn beide, Juden und Nichtjuden, sich von ihren beengenden Traditionen zu einem aufgeklärten Humanismus befreien.

Doch gegen eine solche Entwicklung rüsteten sich starke Bataillone, und Richard Wagner sollte zu einem der wichtigsten Strategen im Kampf gegen das teils schon emanzipierte Judentum werden.

Im Jahr 1850, nur ein Jahr nach seiner Flucht aus Dresden, erschien sein Pamphlet *Das Judentum in der Musik* (vgl. Fischer 2000). Es agitiert nicht allein gegen die „Verjüdung“ (vgl. ebd., 147) (tatsächlich geht das Wort „Verjüdung“ auf Wagner zurück), sondern gegen das Judentum überhaupt, von dem der Autor sagt, dass es „wirklich bereits mehr als emanzipiert“ sei (Fischer 2000: 146) und die Herrschaft ergriffen hätte – nun gelte es, sich *von* den Juden zu emanzipieren, was aber nur gelingen könne, wenn „das Geld“ seine Allmacht verliere. Diese Allmacht sieht er hemmungslos im Kunstbetrieb wirken und besonders in der gezielten öffentlichen Herstellung eines bestimmten Kunstgeschmacks. Wagners Zentralsatz zum Auftakt lautet: „Was die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon (in zwei Jahrtausenden) abrangen, setzt heute der Jude in Kunstwarenwechsel um“ (Fischer 2000: 147). Mit anderen Worten: Für Wagner sind die Juden schuldig am Aufstieg der modernen Kulturindustrie; zu etwas anderem als zur Industrialisierung und Kapitalisierung der Kunst sieht er die Juden gar nicht in der Lage, und zwar weil sie zu echtem und wirklichem künstlerischen Ausdruck nicht befähigt seien.

Wagners Machwerk war eine riesige Wirkung beschieden, vor allem als es 1869 in zweiter Auflage erschien, die nicht wie die erste aus dem Jahr 1850 unter dem Pseudonym Karl Freigedank herausgegeben wurde, sondern unter Wagners Klarnamen. Erst diese zweite Ausgabe breitete dem keimenden Antisemitismus der Epoche gleichsam den Dung aus, den er zum Wachsen brauchte. Und sie brachte erstmals jenes moderne judenfeindliche Raster in Umlauf, das sowohl später, im Berliner Antisemitismusstreit, wie auch noch in der völkischen Judenhetze der zwanziger Jahre dankbare Verwendung fand.

Im Folgenden eine Collage aus Zitaten, mit der es gelingen mag, Wagners wahnhaften Argumentationsgang nachzuzeichnen:

„Entscheidend wichtig ist die Beachtung der Wirkung auf uns, welche der Jude durch seine Sprache hervorbringt ... namentlich ist dies der wesentliche Anhaltspunkt für die Ergründung des jüdischen Einflusses auf die Musik.

Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, aber er spricht sie immer als Ausländer ... Zunächst muß im Allgemeinen der Umstand, daß der Jude die modernen europäischen Sprachen nur wie erlernte, nicht als angeborene Sprachen redet, ihn von aller Fähigkeit, in ihnen sich ... eigentümlich und selbständig kundzugeben, ausschließen. Eine Sprache ... ist nicht das Werk Einzelner, sondern einer geschichtlichen Gemeinsamkeit: nur

wer unbewußt in dieser Gemeinsamkeit aufgewachsen ist, nimmt auch an ihren Schöpfungen teil. Der Jude stand aber außerhalb.

Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserm Ohre zunächst ein zischender, schrillender, summsender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unsrer nationalen Sprache gänzlich uneigentümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasenkonstruktionen ... dieser Umstand ist ausnehmend wichtig zur Erklärung des Eindrucks namentlich der Musikwerke moderner Juden auf uns. Hören wir einen Juden sprechen, so verletzt uns unbewußt aller Mangel rein menschlichen Ausdrucks: die kalte Gleichgültigkeit des eigentümlichen ‚Gelabbers‘ in ihr steigert sich bei keiner Veranlassung zur Erregtheit höherer, herzdurchglühter Leidenschaft ... Macht nun die Eigenschaft seiner Sprechweise den Juden fast unfähig zur künstlerischen Kundgebung seiner Gefühle und Anschauungen durch die Rede, so muß zu solcher Kundgebung durch den Gesang seine Befähigung noch bei weitem weniger möglich sein. Der Gesang ist eben die in höchster Leidenschaft erregte Rede ... Der Jude ... hat es nichtsdestoweniger vermocht, in der Musik zur Beherrschung des öffentlichen Geschmacks zu gelangen. (Doch) wie ward es (ihm) möglich, Musiker zu werden?

Die Möglichkeit, in ihr zu reden, ohne etwas Wirkliches zu sagen, bietet jetzt keine Kunst in so blühender Fülle, als die Musik, weil in ihr die größten Genies bereits gesagt haben, was in ihr als absoluter Sonderkunst zu sagen war. War dieses einmal ausgesprochen, so konnte in ihr nur noch nachgeplappert werden, und zwar ganz peinlich genau und täuschend ähnlich, wie Papageien menschliche Reden nachpapeln ... Nur ist bei dieser nachäffenden Sprache unserer jüdischen Musikmacher eine besondere Eigentümlichkeit bemerkbar, und zwar die der jüdischen Sprechweise, die wir oben näher charakterisierten.

Der Jude hat nie eine Kunst gehabt ... dem jüdischen Tonsetzer bietet sich als einziger musikalischer Ausdruck seines Volkes die musikalische Feier des Jehovadienstes dar: die Synagoge ist der einzige Quell, aus dem der Jude ihm verständliche volkstümliche Motive für seine Kunst schöpfen kann. Wer hat nicht Gelegenheit gehabt, von der Fratze des gottesdienstlichen Gesanges in einer Volks-Synagoge sich zu überzeugen? Wer ist nicht von der widerwärtigsten Empfindung ergriffen worden beim Anhören jenes Sinn und Geist verwirrenden Gegurgels, Gejodels und Geplappers, das keine Karikatur widerlicher zu entstellen vermag? ... Jene Melismen und Rhythmen des Synagogengesanges nehmen die musikalische Phantasie (des Juden) ganz ein ... (Und) wie im (jüdischen) Jargon mit wunderlicher Ausdruckslosigkeit Worte und Konstruktionen durcheinandergeworfen werden, so wirft der jüdische Musiker auch die Formen und Stilarten aller Meister und Zeiten durcheinander ... Da es sich bei diesen Produktionen immer nur darum handelt, dass überhaupt geredet werden soll, nicht aber um den Gegenstand, welcher sich des Redens erst verlohnte, so kann dieses Geplapper nur dadurch für das Gehör anregend gemacht werden, dass es durch

den Wechsel der Ausdrucksweisen jeden Augenblick eine neue Reizung zur Aufmerksamkeit darbietet.

Die *wahre* Leidenschaft findet ihre eigentümliche Sprache in dem Augenblicke, wo sie, nach Verständnis ringend, zur Mitteilung sich anläßt: der von uns bereits näher charakterisierte Jude (aber) hat keine wahre Leidenschaft, am allerwenigsten eine Leidenschaft, welche ihn zum Kunstschaffen aus sich drängte. Wo diese Leidenschaft nicht vorhanden ist, da ist aber auch keine Ruhe anzutreffen ... wo der Ruhe nicht die Leidenschaft vorangegangen ist, erkennen wir nur Trägheit: der Gegensatz der Trägheit ist aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdischen Musikwerken wahrnehmen... (Der Musik aber) konnten die Juden sich nicht eher bemächtigen, bis in ihr das dazutun war, was sie in ihr erweislich offengelegt haben: ihre innere Lebensunfähigkeit.“¹

Früh ist erkannt worden, dass in Wagners Tiraden auch eine gewaltige Portion Neid steckte, ebenso gekränkte Eitelkeit und das Gefühl der Zurücksetzung – nicht minder jedoch ein ausgeprägter Verfolgungswahn. Besonders hinter den Attacken auf den erfolgreichsten (bei Wagner anonymen) Operschreiber der Epoche, Giacomo Meyerbeer, lassen sich unschwer persönliche Motive entdecken – etwa dass Wagner die ungeheure Demütigung erlitten hatte, in Zeiten chronischer Mittellosigkeit von Meyerbeer selbstlos unterstützt worden zu sein. Oder hinter dem Angriff auf Heinrich Heine, den Wagner aufsteigen sieht in einer Zeit, „als das Dichten bei uns zur Lüge wurde“, und der zum „üblen Gewissen unserer modernen Zivilisation“ (Fischer 2000: 172 f.) avancierte – also auf eben jenen Heine, dem er das Motiv des „Fliegenden Holländers“ sowie den „Thannhäuser“-Stoff verdankte, ein Umstand, den Wagner erfolgreich aus seinem Werk verdrängte, bis man ihm im Nachleben das Gegenteil bewies (vgl. Richter 1978: 5 ff.). Oder auch hinter dem besonders heimtückischen Anschlag auf den Wiener Musikkritiker Eduard Hanslick, den Wagner für einen Juden hielt – nicht nur Juden griff er an: einen Nichtjuden, der ihm nicht passte, konnte er offenbar, bevor er ihn angriff, als Juden diffamieren. So entstand die Figur des Schreibers Sixtus Beckmesser in den „Meistersingern“, das Inbild des kleinlich-engstirnigen Kunstrichters, in der Meistersinger-Tradition „Merker“ genannt, der alles besser weiß, aber nichts besser kann, und in dem schon Wagner-Zeitgenossen eine Juden-Karikatur erkannten, in der wiederum, kaum verhüllt, Hanslick zu erkennen war (vgl. Gay 1989: 263 ff.). Wenn Wagner also von „Verjüdung“ spricht – und das ist neu in der Geschichte der Judenfeindschaft – dann meint er ein verdecktes Netzwerk aus Künstlern, Kritikern, Zeitungsschreibern, die sich verschwören, um ihn und seine Kunst zu behindern.

Doch wie kann einer schreiben: „Der Jude hat nie eine eigene Kunst gehabt“ – und dabei die Psalmen und das Hohelied vergessen?

¹ Alle Zitate aus Fischer (2000: 149–171).

Es muss indes ein stärkeres – dauerhaft treibendes, energiegeladenes und giftiges – Movens für Wagners Hass gegeben haben als nur den Neid. Überall, so weiß man, warb er für seine Judenfeindschaft, versuchte Nachahmer und Mitstreiter zu gewinnen – nicht überzeugen konnte er etwa Friedrich Nietzsche oder seinen Förderer König Ludwig II. Auch Auerbach spürte zweifellos etwas vom Monströs-Existentiellen, zutiefst Pathologischen in Wagners Antisemitismus, doch sein durch und durch bössartiger Antisemitismus hat Wagner keineswegs daran gehindert, Juden zugunsten seiner Kunst kräftig Einfluss nehmen zu lassen: Hier wären vor allem der Pianist Carl Tausig, der Schriftsteller Heinrich Porges oder der Impresario Angelo Neumann zu nennen. Der große Kulturhistoriker des deutschen Judentums, Peter Gay, spricht gleich von einer ganzen „Schar kriecherischer jüdischer Anhänger, die für Wagners Persönlichkeit und seine Musikdramen anfällig“ (Gay 1989: 232) gewesen seien. Auch Auerbach sah sich mit diesen, wie er meinte, „Ehrlosen“ leidvoll konfrontiert. (vgl. ebd. Fußnote 30).

Einen Sonderfall stellt gewiss der Dirigent Hermann Levi dar, der von Wagner und seiner Frau Cosima selbst bei Tisch noch als Jude gedemütigt wurde und dennoch (oder deswegen) den „Parsifal“ uraufführen durfte. Levi kannte aus nächster Nähe Wagners antijüdische Ekstasen und Intrigen und dirigierte doch weiter seine Opern, worin Peter Gay ein erschütterndes Beispiel für „Selbsthass und Unterwerfung“ erblickt (vgl. ebd. Fußnote 14).

Nein, bis jetzt hat noch niemand die Gründe für Wagners Antisemitismus voll und ganz entschlüsselt. Die Neid-These genügt als Erklärung sicherlich nicht, auch wenn Götz Aly sie erst jüngst in seinem Buch *Warum die Deutschen, warum die Juden?* wiederholt hat. „Wagner“, so schreibt er, „pflegte keineswegs einen später vornehm so bezeichneten, ‘Erlösungsantisemitismus’. Er betrieb literarisches Hepp-Hepp-Geschrei im höchstegoistischen Wirtschaftsinteresse“ (Aly 2011: 91). Aber wie wollen zu diesem Befund Tagebuchaufzeichnungen Cosima Wagners vom Dezember 1881 passen, in denen vom Wiener Ringtheater-Brand die Rede ist, der sich Tage zuvor ereignet hat und über den das Ehepaar offenbar mehrmals sprach? 416 „Israeliten“ sind bei diesem Unglück ums Leben gekommen, was Wagner zu dem (so Cosima) „heftigen Scherz [trieb – K.O.], es sollten alle Juden verbrennen, [und zwar – K.O.] in einer Aufführung des *Nathan*“ (Gay 2000: 252 f.).

In seiner Hetzschrift hat Wagner für die Juden zweierlei erwogen: einmal die „gewaltsame Auswerfung des zersetzenden fremden Elements“, dann „den Untergang“, den er in Verbindung bringt mit der „Erlösung Ahasvers“, des „ewigen Juden“ (vgl. Fischer 2000: 173), der von Jesus auf dem Weg nach Golgatha verflucht wird und seither ruhelos umgeht. Der Philosoph Theodor W. Adorno hat im „Untergang“ bereits den Vernichtungsgedanken gesehen, mit dem Wagner sich von seinen „ideologischen Nachfahren“ nur darin unterscheidet, dass er Vernichtung mit „Rettung“ gleichsetzt (vgl. Adorno 1952: 4).

Doch wie radikal auch immer Wagner die „Judenfrage“ lösen wollte – in seiner Schrift genehmigt er sich wie die meisten Antisemiten ein paar Ausnahmen, nämlich jene „geist- und herzvollen Juden“, zu denen er auch seinen einstigen Dresdner Wanderfreund Berthold Auerbach zählt, freilich ohne dessen Namen zu nennen; doch Auerbach dürfte auf Anhieb auch so verstanden haben:

Ein offenbar sehr begabter Schriftsteller jüdischer Abkunft, welcher in das eigentümlichste deutsche Volksleben wie eingewachsen erscheint, und mit dem ich längere Zeit auch über den Punkt des Judentums mannigfach verkehrte, lernte späterhin meine Dichtungen: ‚Der Ring des Nibelungen‘ und ‚Tristan und Isolde‘ kennen; er sprach sich darüber mit solch anerkennender Wärme und solch deutlichem Verständnis aus, dass die Aufforderung wohl nahe lag, seine Ansicht über diese Gedichte, welche von unseren literarischen Kreisen so auffallend ignoriert würden, auch öffentlich darzulegen. *Dies war ihm unmöglich!* (Fischer 2000: 194 f.)

Im Klartext: Auerbach hatte es gewagt, Wagners Werke nur privat zu loben, nicht aber die überall gehörte Stimme des erfolgreichen Schriftstellers, der er war, öffentlich zu Gunsten Wagners zu erheben. In seiner erst 1911 herausgegebenen Autobiographie *Mein Leben* häuft der Komponist auf diesen Vorwurf noch einen zweiten, ähnlich kleinlichen, und diesmal tut er es mit Namensnennung. So habe Auerbach seiner Bitte nicht entsprochen, ein antirussisches Gedicht an eine Zeitschrift weiterzuvermitteln, obwohl er die Macht dazu besessen haben müsste. Wagner fühlte sich im Stich gelassen und kam gar nicht auf die Idee, dass der alte Freund sich für dieses erbärmliche Gedicht in den Boden geschämt haben würde, falls er ihm zur Verbreitung verholfen hätte (vgl. Wagner 1911: 430).² Man sieht leicht: Wagner benutzte alle seine Freunde – Juden oder Nichtjuden –, um sich gesellschaftlich besser zu positionieren. Halfen sie nicht, konnte das gegen sie verwendet werden; halfen sie aber, würde sich schon ein anderer Grund finden, sie zu diffamieren und sich von ihnen loszusprechen.

Wagners letzte Äußerung über Auerbach findet sich ebenfalls in den Lebenserinnerungen – von der einst noch leidlich differenzierten Wahrnehmung des Freundes auf Dresdner Spaziergängen ist nur noch ein schäbiges Klischee übriggeblieben: „Als ich ihn nach Jahren in Zürich wiedersah, traf ich sein physiognomisches Aussehen verändert an: er sah gemein und schmutzig aus, die frühere Lebhaftigkeit war zur gewöhnlichen jüdischen Unruhe geworden“ (Wagner 1911: 387).

Dreimal hat Auerbach zwischen 1869 und 1881 auf Wagners Antisemitismus reagiert. Dreimal hat er sozusagen Anlauf genommen, dreimal hat er es unterlassen. Als Erfolgsschriftsteller hätten ihm die größten Blätter offen gestanden. Doch der Schrei, zu dem er ansetzte, blieb jedes Mal stumm. Die erste Reaktion ist ein Brief an Jakob Auerbach vom 12. März 1869, geschrieben kurz nach dem Erscheinen von Wagners Schrift: „Ich weiß nicht, was ich tun soll“, heißt es darin, „(e)s läßt mir keine Ruhe. Ich möchte gern Richard Wagner eine öffentliche

² In den späteren, von Martin Gregor-Dellin verantworteten Ausgaben von Wagners Autobiographie ist der Name Auerbach im Personenregister leider vergessen worden.

Antwort geben, und ich glaube, ich könnte ihm einen Treff versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt“. Auerbach ist tief gekränkt von Wagners Angriff – ein Schlag gegen das gesamte Judentum. Er weiß, dass es nicht allein um Wagners „Gift und Neid“ geht in dieser Schrift, sondern um einen wieder in Gang gekommenen „Stoffwechsel des Judenhasses“. Doch fühlt er sich dem Kampf, den er eigentlich führen möchte, nicht gewachsen. „Ich bin nicht zur Polemik geartet ... Warum ist kein Börne da?“ (Fischer 2000: S. 245 f.).

Im zweiten Brief, neun Tage später geschrieben und wieder an seinen Cousin und Freund Jakob gerichtet, ist Auerbach zumindest analytisch ein Stück weiter vorangekommen:

Bei dieser Wagner-Geschichte lernt man doch kennen, was noch geheim in der Welt steckt. Da steht in der National-Zeitung ein Artikel von Gumprecht, einem sonst feinen musikalischen Kritiker, und er sagt, er stimme Wagner bei, dass den Juden das produktive Genie abgehe. Ist das nicht empörend? Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesamte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange bildet und ausbaut! Ach, ich wollte, ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, dass immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmut sich ausleert. Man muss sich zusammenhalten, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, dass ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen Wurzelausschlag treibt. Und das nennt sich christliche Liebe und freie Bildung und freies Menschentum. Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht. (Fischer 2000: 247)

Erstmals klingt hier Auerbachs Verzweiflung voll an; sie wird sich im Lauf eines Jahrzehnts zur Resignation steigern und schließlich ihren Ausdruck in dem Klageruf finden: „Vergebens gelebt und gearbeitet“.

1879 lagen die Folgen des Wagner-Pamphlets endgültig zutage. Dieses Jahr gilt der Forschung als das Geburtsjahr des modernen Antisemitismus. Eine wahre Springflut von judenfeindlichen Schriften ergoss sich über das Land. Die Juden galten fortan nicht mehr als jüdisch, sondern werden semitisch genannt. Der Aufschwung der Judenfeindschaft ist mit Namen wie Hofprediger Stöcker oder Professor Treitschke verknüpft, dessen Ausruf „Die Juden sind unser Unglück!“ die Tagesparole der neuen Antisemiten wird. Deren Ziel ist allzu meist: Die Aufhebung der Judenemanzipation, die in der Reichsverfassung von 1871 ihren abschließenden Ausdruck gefunden hatte – seither waren die Juden allen anderen Deutschen in ihren Rechten gleichgestellt. Doch nun wurden sie wieder aus Parteien, Vereinen, Verbindungen ausgeschlossen, und an den Universitäten, in Armeen sowie Landes- oder Justizverwaltungen ging es für sie, selbst wenn sie getauft waren, kaum mehr voran. Der neue Antisemitismus funktionierte leicht erkennbar nach dem Raster, das Wagner ersonnen hatte: Die Juden, so ließe sich dieses Feindbild umreißen, sind nicht integrationsunwillig, nein, sie sind viel zu gut integriert, und so droht Deutschland schon bald eine „deutsch-jüdische Mischkultur“, in der die christlich-germanischen Charakterzüge der Deutschen verschwinden werden, wie besonders Treitschke fürchtet. Es gehe nun darum, so Treitschke

weiter „unbilliges Übergewicht des Judenthums“ vor allem in der Presse drastisch zu korrigieren; ebenso muss in Kunst und Wissenschaft die Macht einer „betrieb-samen Schar semitischer Talente dritten Ranges“ zurechtgestutzt werden; und auch der neue Materialismus, diese „freche Gier des Gründer-Unwesens“, wird vor allem den Juden angelastet (Treitschke 1965: 5 ff.).

Freilich erheben sich dagegen zahlreiche Stimmen: unter den jüdischen sei der große Liberale und Auerbach-Freund Ludwig Bamberger genannt, unter den nicht-jüdischen der Historiker Theodor Mommsen,³ allesamt – und ganz anders als Auerbach! – kriegsfähige Polemiker, die fürs erste sogar einen Sieg für die Sache der Juden erringen können, zumindest in der noch vernunftgelenkten bürgerlichen und akademischen Welt, während die neue Judenfeindschaft in das Bewusstsein unaufgeklärter Volksmassen weitgehend ungehindert einsickert, vor allem in den Städten, wo sie bei immer lauterem Kampagnen verbreitet wird.

Doch um es klar zu sagen: Der moderne deutsche Antisemitismus kommt nicht von den Schmuddelrändern der Gesellschaft, sondern – siehe Wagner – aus dem Herzen der Hochkultur!

Aber was war denn nun das *Anstößige* an den Juden *nach* ihrer weitgehend unumstrittenen Gleichstellung von 1871? Und weshalb wurde ihre Anwesenheit überhaupt als derart skandalös empfunden – die Anwesenheit dieser rund 500 000 jüdischen Bürgerinnen und Bürger, die grade mal 1,2 Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reichs ausmachten? *Eine* Antwort lautet: Das Skandalöse an den Juden war ihre ungebremste Energie, die endlich erhaltene, von der Verfassung gesicherte Freiheit auch zu nutzen – für ihr Wohlergehen und ihren Aufstieg, von dem freilich auch das Land profitierte. Ein paar Belege aus dem fraglichen Zeitraum: Obwohl die Juden in Berlin nur fünf Prozent der Bevölkerung ausmachen, bringen sie schon bald über ein Drittel der Einkommensteuer auf; vier Fünftel der deutschen Juden steigen schnell in die Mittel- und Oberschicht auf, und die jüdische Unterschicht stellt sich immerhin nicht schlechter als die untere deutsche Mittelschicht; wie sehr die Juden das deutsche Bildungsideal verinnerlicht haben, zeigt sich etwa daran, dass noch vor der Jahrhundertwende jeder vierte Schüler an den humanistischen Gymnasien Berlins von jüdischer Herkunft ist (vgl. Zmarzlik 1981: 250 ff.).

Jetzt ein besonders anschauliches Beispiel für den neuen Antisemitismus, und damit kommt Berthold Auerbach wieder ins Spiel: Noch in den 1870er Jahren stieg die Zahl der jüdischen Medizinstudenten in Deutschland rasch überproportional an (um die Jahrhundertwende sollte sie bei über einem Zehntel liegen, ganz ähnlich wie in den Naturwissenschaften). Diese Tatsache rief den berühmten Chirurgen Theodor Billroth auf den Plan, der öffentlich erklärte, die Mehrzahl der jüdischen Studenten sei geistig und moralisch für den Mediziner-

³ Beide ebd.: Ludwig Bamberger, *Deutschthum und Judenthum*, S. 149 ff., Theodor Mommsen (unter anderem), *Auch ein Wort über unser Judenthum*, S. 210 ff.

beruf ungeeignet – in einer Broschüre, die er mit Widmung auch „an den deutschen Dichter“ Auerbach sandte. In einem offenen Brief vom Silvestertag 1875 antwortete ihm dieser. Es war das einzige Mal, dass Auerbach in die immer höher kochende, immer giftiger schäumende Debatte eingriff, unter anderem mit der an Billroth gerichteten Frage: „Haben Sie die Folgen ermessen, die ... Rassenhaß haben kann? Es kann auch geistige Höllenmaschinen geben“ (Bettelheim / Auerbach 1907: 359f.).

Und im November 1880 verfolgte Auerbach von der Galerie aus die mehrtägige Reichstagsdebatte zur „Judenfrage“: danach schrieb er an seinen Cousin jenen Brief, der mit den hoffnungslosen Worten anhebt: „Vergebens gelebt und gearbeitet“...

Dennoch arbeitete er – obwohl gesundheitlich angeschlagen – weiter; niemand, selbst seine Freunde aus dem Hochadel, konnten ihn über die ungeahnte Welle der Judenfeindschaft nicht hinwegtrösten. Im Mai 1881 saß Auerbach wieder über einem größeren Text zu diesem Thema, und selbst einen Brief an Bismarck soll er in dieser Zeit konzipiert haben. Zum letzten Mal nahm er Anlauf, die von Wagner verursachte, schwere und im Grund unheilbare Verletzung in die Öffentlichkeit hinauszuschreiben. Wieder floss sein ganzer Schmerz ein – und auch an diesem Text lässt sich mühelos erkennen, mit welcher seismographischen Feinfühligkeit Auerbach ein Erdbeben gespürt hat, das noch lange nicht ausgebrochen war; er schreibt:

Wer war es denn nun, der zuerst die Stirn hatte, in den Sphären der Bildungswelt offen und geradezu auszusprechen, er empfinde eine Idiosynkrasie gegen die Juden? Wer war es, der den Juden das Recht und die Fähigkeit, in einem bestimmten Kunstgebiete sich schaffend zu erweisen, absprach? Es war Richard Wagner!

Er begann den kühnen Frevel an der Bildung und Humanität. Nach seinem Vorgange legten andere die sittliche Scham ab, sich offen zu Vorurteil, zu Haß und Verfolgung zu bekennen. Noch hat kein Künstler seinen Namen mit absolutem Judenhaß befleckt, und so gewiß Richard Wagner in der Geschichte stehen wird, freilich anders als er meint, so gewiß wird sich mit seinem Namen die traurige Kunst verbinden, die dazu gehört, der Vernunft und der Humanität ins Gesicht zu schlagen.

Richard Wagner war noch ehrlich genug einzugestehen, dass er noch besondere Gründe für seinen Haß und seine Verfolgung habe, denn Juden seien es gewesen, die vormalig, noch bevor er eine ganz neue Form der Kunst geschaffen hat, ihn hinderten und herabsetzten. Als ihm die absolute Grundlosigkeit dieses Vorwurfs bewiesen wurde, hielt er sich nicht für verpflichtet, denselben zurückzunehmen.

Und was taten die Juden und Jüdinnen seiner Zeit? Sie waren so gebildet, dass sie gar nicht entbehren konnten, durch Richard Wagner noch gebildeter zu werden.

Das ist nun so. Man hält es für moralisch gestattet, einen widerlegten Vorwurf gegen die Juden stillschweigend oder offen aufrecht zu erhalten ... Verträgt es sich aber mit einem kleinen Rest von Ehrgefühl, dass die Juden sich zu den Darstellungen Richard Wagners herandrängen? ... Pfui, über diese Bildungsprahlerei, die sich mit allerlei schmückt, aber den einzigen Schmuck nicht hat, und der heißt Ehre. (Fischer 2000: 353ff.)

Gar nicht einfach ist die Frage zu beantworten, warum Auerbach seine Einsprüche gegen Wagner samt und sonders unterdrückte, denn auch dieser Text blieb in seiner Schublade und kam erst über ein Jahrhundert später aus dem Nachlass ans Tageslicht.⁴ Was hinderte ihn daran, Wagner öffentlich anzugreifen? Gewiss nicht Feigheit. Gewiss auch nicht falsche Loyalität dem einstigen Gefährten und Freund gegenüber, der ihm übrigens noch 1860 – also zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung seines antijüdischen Pamphlets, die Auerbach entgangen war – den „Ring des Nibelungen“ zusandte.

Was also war es?

Jacob Katz vermutet folgendes: Auerbachs Erwartung, dass Deutschland an den Juden das Humanitätsideal verwirkliche, hatte sich zerschlagen – das hätte er notgedrungen eingestehen müssen, wenn er sich zu Wagner oder seinen judenfeindlichen Nachfolgern in der geplanten Schärfe und Deutlichkeit geäußert hätte. Es wäre einer Kapitulation gleich gekommen! Denn niemand war so sehr wie eben Berthold Auerbach die leibhaftige deutsch-jüdische Kultursymbiose geworden – das empfand er selbst nicht anders. Niemand konnte darum von der schroffen Wende im deutsch-jüdischen Zusammenleben so tief erschüttert werden wie er (Katz 1993: 175f.).

Er hatte sich selbst einen „germanischen Juden“ (ebd., S. 165) genannt. Und vielen seiner Zeitgenossen galt er seit Jahrzehnten als der Sonderfall, gleichsam der Prototyp des jüdischen Deutschen der Zukunft. Schwer musste er an dieser Verantwortung tragen – „und bin leider noch immer so, dass mir Leib und Seele dabei zittert“ (ebd., 166), wie er schreibt. In Bettelheims Auerbach-Biographie liest man dazu:

In Wirklichkeit war das Schlagwort vom Einbruch des Judentums in die deutsche Literatur am nachdrücklichsten zu entkräften durch einen Hinweis auf Auerbach, der ein leuchtendes Beispiel bleibt für den Einbruch des Deutschtums in das Judentum. In Wirklichkeit hätte sich Auerbach sagen müssen, dass ... sein Bestes ... nach seinen Lebzeiten wieder allen Deutschen zu gute komme und dass früher oder später die Nation auf ihn sich werde besinnen müssen. In den Tagen der wüstesten Judenhetze war es nicht möglich, Auerbachs urdeutsche Gesinnung zu verdächtigen; er wollte nur nichts davon hören, dass er ein Mustermensch, ein Ausnahmejude sei. Judenfressern, die ihm herablassend erklärten: ‚Ja, wenn alle Juden wären wie Sie‘, gab er schlagfertig die Antwort: ‚Ja, wenn alle Christen wären wie ich.‘ (Bettelheim / Auerbach 1907: 365)

Das ist über zwanzig Jahre nach Auerbachs Tod geschrieben, mit feinem Gespür für die Identitätsfalle, in die Auerbach geraten war, oder wie Katz formuliert:

⁴ Zuerst ediert von Lawrence Paul Rose im Anhang zu seinem Aufsatz *One of Wagner's Jewish Friends. Berthold Auerbach and his Unpublished Reply to Richard Wagner's Antisemitism* (1881). In: *Leo Baeck Institute Yearbook* 36, 1991, S. 219ff.

„die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die für das deutsche Judentum im 19. Jahrhundert (so) kennzeichnend (wurde)“ (Katz 1993: 177). Katz bestätigt damit indirekt Auerbachs Diktum vom völligen Scheitern; während Kerstin Sarnecki Auerbach bescheinigt – in ihrer gleichnamigen Studie – immerhin „erfolgreich gescheitert“ zu sein, und das hieße: seinen immensen literarischen Ruhm und die damit verbundene Integration in die deutsche Gesellschaft nur um den Preis einer zeitweiligen Aufgabe oder Verleugnung seiner ursprünglichen jüdischen Identität errungen zu haben. Alles in allem, so die These Sarneckis, sei es diese zumindest partielle Verdrängung seines Judentums gewesen, die Auerbachs qualvolles Schweigen im Angesicht des neuen Antisemitismus bewirkt habe. Nur „sporadisch“, dafür aber mit emotionaler Gewalt, sei das Verdrängte ihm wiedergekehrt: 1873 etwa in einem starken Schwindelanfall beim Wiedersehen mit seinem alten jüdischen Lehrhaus in Hechingen; 1877 beim Anblick von Alpenbergen, deren Erhabenheit ihn überwältigt und dazu zwingt – im Brief schreibt er: „ich weiß nicht wie“ –, seinen hebräischen Namen *Baruch* mit dem Finger in den Schnee zu schreiben; oder auch wenn er in späten, schriftlichen Jugenderinnerungen bisweilen Manuskriptseiten hebräisch zählt – die Juden zählen mit den Buchstaben ihres Alphabets: mit *aleph* für 1, *beth* für 2 und so fort (Sarnecki 2006: 125, 128ff., 130ff.).

Indes: Mag Auerbach Wagner auch nicht direkt geantwortet haben, indirekt, so glaube ich, hat er geantwortet, und zwar mit einem Gegenbild, einem Gegenentwurf, einem kulturellen und moralischen Gegentyp zu Richard Wagner, einem, der zur Einfühlung in die Juden fähig war, so wie er, Berthold Auerbach, zur Einfühlung in die Nichtjuden fähig war: Es ist Johann Peter Hebel, nach Lessing der einzige echte und lautere Freund der Juden in der deutschen Literaturgeschichte bis 1945, ein Sonderfall unter den Nichtjuden so wie Auerbach ein Sonderfall unter den Juden war oder als solcher zumindest galt.

1871 gab Auerbach den ersten Band seiner Erzählungssammlung „Zur guten Stunde“ heraus – also nur zwei Jahre nach den Kometeneinschlägen der Wagnerischen Hetze. In diesem Band findet sich auch eine Kalendergeschichte, die auf einer wahren, von Hebel selbst überlieferten Begebenheit beruht, und die Geschichte, die Auerbach daraus macht, trägt den seltsamen Titel *Eine Stunde ein Jude*; sie sei hier in gekürzter Form wiedergegeben:

Eine Stunde ein Jude

Es war im Jahr 1780 ... da wanderte ein fröhlicher Student aus dem Thore Erlangens heimwärts. Niemand ahnte, und er selbst am wenigsten, dass der Student einst der trefflichste deutsche Kalendermann werden sollte; denn es war der junge evangelische Theologe Johann Peter Hebel, der nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität nun heimwärts zog, um ins Philisterleben einzutreten ... Der Student Hebel wanderte still seine Straße, bald lustig, bald ernst, bald in die Zukunft hinausträumend.

„Halt, Jud! Zoll bezahlen!“ wurde er plötzlich angerufen.

Er stand vor dem Thore von Seegringen, dem damals Anspachischen Grenz-orte. Hebel sah sich um ... Wem gilt das? Wer ist damit gemeint?

„Was stehst du so da, verdammter Jud! Meinst du, du kannst den Zoll betrügen?“, so rief der einäugige Zöllner und ballte durch das Fenster die Faust, und der Hund sprang aus der Thür und bellte ihn an, er wußte, was sein Herr gerufen hatte.

Unwillkürlich rief Hebel: „Ich bin kein Jude“.

„So!“, rief der Zöllner, „du läugnest noch? Warte!“, und jetzt kam er geradeswegs auf Hebel zu und wollte ihn packen; der Hund war bereit, Beistand zu leisten.

Da sagte Hebel: „Ich kann schon allein gehen und ich gehe mit euch.“

Plötzlich war er des Scherzhaften und Lustigen seiner Lage innegeworden, und er wollte es ganz auskosten. Muss doch auch einmal sehen, wie man als Jude in der Welt lebt, dachte er, und da er die ebräische Sprache gut verstand, sagte er: „Soll ich Judenzoll bezahlen, weil ich die ebräische Sprache gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, dass ihr mich für einen so guten Ebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre ... übrigens bezahle ich nichts, führt mich zum Richter“.

Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportieren, und Alles spottete ihn aus ... die Kinder schrien hinter ihm drein „Hephep!“, als ob sie's nach Noten gelernt hätten; Hebel aber lächelte. (Dem einfältigen Richter) legte Hebel seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaß vor – (doch) der wollte den Studenten bestrafen, weil er sich für Einen ausgegeben, der er nicht war. Hebel wußte ihm indeß den Meister zu zeigen, denn er selbst hatte sich für nichts anderes ausgegeben als er war.

Der Richter aber wollte dem Zöllner nichts thun, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und hier wär's besonders schlimm gewesen, denn der Zöllner hatte nur eins.

Mit grobem Reisesegen wurde Hebel entlassen.

Der Student hatte Durst gehabt, als er sich dem Städtchen nahte, jetzt wollte er hier in keinem Wirtshaus einen Tropfen trinken; auf seiner Zunge lag's wie Galle und Wermuth. Er machte sich bald zum andern Thor hinaus, aber zurückschauend dachte er: „Seegringen! Dich vergess' ich nicht!“⁵

Zum Schluss noch ein kurzer Ausblick auf jüdische Abwehrstrategien gegen den neuen Antisemitismus zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende. Es war in diesem Zeitraum ja nicht nur in Deutschland zur Wiederbelebung der Judenfeindschaft gekommen: in Russland hatten die ersten schweren Pogrome stattgefunden, in Frankreich zerriss die Affäre um den Hauptmann Dreyfus die Nation und teilte sie für lange. So sahen die Juden sich während der 90er Jahre fast überall in Europa gezwungen, ihre Lage zu überdenken und andere Konzepte jüdischer Identitätspolitik zu entwickeln – nur die wichtigsten Beispiele: Theodor Herzl gründete die zionistische Bewegung und wollte den Juden eine neue Heimstatt geben. Mit gegenläufiger Absicht wurde 1893 der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gegründet, der sich vor allem als Schutzbund gegen die schleichende Aufhebung der Emanzipation verstand und Rechtshilfe gegen gesellschaftliche Benachteiligung bot; er sollte bis 1938 bestehen. In Frankreich dagegen trat in den späten Neunzigern ein junger Mann mit Namen Bernard Lazare auf – er war Berichterstatter beim Dreyfus-Prozess gewesen – und entwarf eine

⁵ Vollständig abgedruckt in: Hermann Dicker, *Aus Württembergs jüdischer Vergangenheit und Gegenwart*. Gerlingen 1984, S. 117ff.

Theorie des „bewussten Paria“. Nach dieser Theorie sollten die Juden ihr Heimatrecht in Europa nicht länger durch bürgerlich-kulturelle Selbstvervollkommnung im Sinne der Mehrheit suchen, sondern Rebellen werden, die ihren Freiheitskampf eng verbunden mit anderen sozial, national oder ökonomisch unterdrückten Gruppen führten, ein Kampf, der ausdrücklich auch gegen die jüdischen Anhänger der „Bastarddoktrin“ der Assimilation ausgetragen werden sollte.

Die Zerrissenheit des europäischen Judentums war nun so groß und mächtig wie nie zuvor, und die Suche nach neuen Identitäten wurde entsprechend vorangetrieben, zumindest innerhalb einer hochbewußten intellektuellen Minderheit. Die Lebensform eines Berthold Auerbach freilich war *passé* und wurde von immer mehr deutschen Juden als gänzlich unwirklich, ja bodenlos empfunden. Und spätestens in den 20er Jahren dürfte sie von vielen, mit den Worten Hannah Arendts, als „törichte Mimikry“ endgültig abgetan worden sein⁶ (vgl. Arendt 1948: 46).

Doch damit will ich nicht schließen, sondern stattdessen mit einem Auerbach-Porträt, wie es nach Hitler niemand mehr hätte zeichnen können: noch ganz vertraut aus großer Nähe, liebevoll ironisch und melancholisch zugleich. Es stammt von Arthur Eloesser, geboren 1870, gestorben 1938, einem preußischen Juden, der sich wie Auerbach nicht taufen ließ und deshalb als Germanist auf eine Universitätskarriere verzichten musste; in den 20er Jahren gehörte Eloesser zu den bedeutenden Feuilletonisten der Weimarer Republik. Und 1936 – ein Jahr nach den Rassegesetzen, mit denen die Judenemanzipation in Deutschland vollends aufgehoben wurde – veröffentlichte er in dem Berliner Notverlag „Jüdische Buch-Vereinigung“ die Schrift „Vom Ghetto nach Europa“, eine Bilanz jüdischer Geistigkeit im 19. Jahrhundert, voller Trauer, aber auch mit Stolz – eines der letzten jüdischen Bücher, das in Hitlers Deutschland erscheinen konnte. Berthold Auerbach nimmt darin einen prominenten Platz ein, und ich will aus dem Porträt Arthur Eloessers, das, soweit zu sehen, noch nicht in die Auerbach-Literatur eingegangen ist, einige Passagen zitieren:

„Der kleine, süddeutsch treuherzige, naiv eitle, immer eifrige, sprudelnde Mann, der gern allen Menschen guten Willens die Hände gedrückt hätte, ist der Optimist unter den jüdischen Schriftstellern; er war glücklich, ein deutscher Dichter zu sein ... Als Deutscher und Jude – auch er glaubte an eine Schicksalsgemeinschaft – hatte er zu seiner Zeit, wenn sie nur mit Geduld weiter fortschritt, ein großes Vertrauen ... Es war seine Sache, mit dem Herzen zu verstehen, und man möchte sagen, dass er, nicht für einen Dichter, wohl aber für einen Künstler, zu viel Herz hatte. Mit seinen Eigenschaften wurde Auerbach unter den Schriftstellern der Zeit der eigentliche Volksmann...

Die politische Wendung (indes) wurde ihm nicht leicht; er, der sich ein Kind der Berge, des Dorfes und der Stille nannte, empfand auch die Gemütsopfer, die der wärmere deutsche Süden mit seiner Hingabe an Preußens nördliche Kraft und Kühle zu bringen hätte. Auerbach war ergriffen, wenn er auf Reisen eine Synagoge betrat ... (doch um) die inneren Zwistigkeiten des Judentums hat sich der Dichter des Spinoza wenig gekümmert, ihre Anhänglichkeit an die nationale deutsche Sache schien ihm selbstverständlich. In den Tagebüchern und Briefen, den wichtigsten eines deutschen Juden in der liberalen Ära, verzeichnet er sogar mit Genugtuung, dass er in der freiwilligen Feuerwehr eines Schwarzwaldnestes schon einige Juden vorgefunden habe.

⁶ Hinweise zu Bernard Lazare finden sich ebd., S. 55ff.

In der allgemeinen Geisteslage konnte er wohl eine weitere Blütezeit des Liberalismus und – als eine ihrer Früchte – die weitere Assimilierung des Judentums erhoffen. Wenn er mit Bamberger der Meinung war, dass nicht das Blut die Nationen macht, sondern der Geist, so ließen gelegentliche Erfahrungen auch Zweifel auftauchen. War die Humanität, fragte Auerbach sich schon 1867, vielleicht nur eine Abstraktion, eine Logik des Herzens, stand sie nicht rein gedankenhaft neben den eigentlichen Großmächten der Geschichte und hatte sie nicht ... ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht, nämlich ohne die Individualität des einzelnen Volkstums? Auerbach hat in seinem fröhlichen Glauben an die Menschheit nie an der Zerrissenheit des frühen 19. Jahrhunderts gelitten. Wenn Wissenschaft und Kunst ... der Religion einen großen Teil ihres Auftrags zu entziehen schienen, es blieb auch eine Unbefriedigung schon durch die Vereinzelung der Individuen, die sich gegenseitig keinen Halt gaben und alle für sich paktierten. ‚Wir sind nämlich alle samt nicht absolut wahr‘ ... das war ein schönes Wort des Wahrheitssuchers und eine Empfindung, die ihn im Alter, wenn er je alt wurde, zu seinem alten Stamm zurückdrängte.

In dieser Stimmung, die man Zionsehnsucht nennen kann, trafen ihn die ersten Stöße der antisemitischen Bewegung. Er war tief verstört (und) glaubte sich um den Sinn seines ganzen Lebens beraubt. Wenn er die dankbare Empfindung gehabt hatte, dass der ewige Jude an der Brust des deutschen Michel endlich zur Ruhe gekommen sei, so entdeckte er wohl, dass das die Brust des einzigen Lessing war...

Es war (aber) auch ein Abschied von der (liberalen) Epoche. Mit ihrem Wind ist Auerbach in einem reinen, konfliktlosen Leben gesegelt; die Fahrt ging immer noch vom Ghetto nach Europa, und als er die Küste schon erreicht zu haben glaubte, war sein Schiff gescheitert. Da die antisemitische Welle gerade in Berlin mit aller Schärfe gegen ihn anprallte, beschloß er, (dagegen) zu schreiben, aber er fühlte sich zu schwach und ging, der noch nie krank gewesen war, zu seiner Erholung nach Cannes, wo er am 8. Februar 1882 starb.

Auerbach wollte in der Heimat Erde zu Nordstetten begraben sein...

Friedrich Theodor Vischer hielt ihm die rühmende Gedächtnisrede, er sagte dem Toten Lebewohl und grüßte den Lebenden, der aus der Gruft wieder aufsteigen würde. Aber die Zeit des Dichters und seiner Freunde, die des Liberalismus als Weltanschauung (und) der mit ihr hoffenden deutschen Juden war schon unter derselben Scholle begraben“.⁷

Literatur

Adorno, Theodor W.: *Versuch über Wagner*. Frankfurt am Main 1952.

Aly, Götz: *Warum die Deutschen, warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass*. Frankfurt am Main 2011.

Arendt, Hannah: *Die verborgene Tradition*. Frankfurt am Main 1976 (zuerst 1948).

Bamberger, Ludwig: *Deutschthum und Judenthum*. In: Boehlich, Walter (Hg.): *Der Berliner Antisemitismusstreit*. Frankfurt am Main 1965.

Bettelheim, Anton / Auerbach, Berthold: *Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß*. Stuttgart-Berlin 1907.

Dicker, Hermann: *Aus Württembergs jüdischer Vergangenheit und Gegenwart*. Gerlingen 1984.

Fischer, Jens Malte (Hg.): *Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“*. Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus. Frankfurt am Main-Leipzig 2000.

⁷ Arthur Eloesser, *Vom Ghetto nach Europa. Das Judentum im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts*. Berlin 1936; sämtliche Zitate stammen aus dem letzten Kapitel: *Die Ära des Liberalismus*, S. 257–298.

- Gay, Peter / Levi, Hermann: *Eine Studie über Unterwerfung und Selbsthaß*. In: P.G., Freud, *Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur*. München 1989.
- Gay, Peter: *Eine Lanze für Beckmesser. Eduard Hanslick – Opfer und Prophet*. In: P.G., Freud, *Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur*. München 1989.
- Gay, Peter: *Wagner aus psychoanalytischer Sicht*. In: Borchmeyer, Dieter u. a. (Hg.): *Richard Wagner und die Juden*. Stuttgart und Weimar 2000.
- Katz, Jacob: *Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte*. Frankfurt am Main 1993.
- Richter, Karl: *Absage und Verleugnung. Die Verdrängung Heinrich Heines aus Werk und Bewußtsein Richard Wagners*. In: *Richard Wagner. Wie antisemitisch darf ein Künstler sein?* Musik-Konzepte 5. München 1978.
- Sarnecki, Kerstin: *Erfolgreich gescheitert. Berthold Auerbach und die Grenzen der jüdischen Emanzipation im 19. Jahrhundert*. In: *Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien*. Band 17. Oldenburg 2006.
- Scheuffelen, Thomas: *Brief an Heinrich König vom 15. Oktober 1846*. In: „Marbacher Magazin zu Berthold Auerbach“ 36, 1985.
- Treitschke v., Heinrich: *Unsere Aussichten (1879)*. In: Boehlich, Walter (Hg.): *Der Berliner Antisemitismusstreit*. Frankfurt am Main 1965.
- Wagner, Richard: *Mein Leben. Zwei Bände*. Band 1. München 1911.
- Zmarzlik, Hans-Günter: *Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*. In: Martin, Bernd / Schulin, Ernst (Hg.): *Die Juden als Minderheit in der Geschichte*. München 1981.

Abstracts

Als Geschichtenerzähler ist Berthold Auerbach (1812–1882) fast vergessen, als Zeuge des liberalen Zeitalters in Deutschland, das in der ersten Phase nach der Reichsgründung zu Ende ging, wird er dagegen gerade erst entdeckt. Im Mittelpunkt dieser Neuentdeckung stehen vor allem Auerbachs zu Lebzeiten unveröffentlichte Schriften zum aufstrebenden deutschen Antisemitismus, dessen Vorreiter der Komponist Richard Wagner war, vormals ein Freund Auerbachs. In Wagners Machwerk „Das Judentum in der Musik“ (1869) erblickte Auerbach zurecht die Grundschrift einer neuen Form von Judenfeindschaft, die weit über den alten, christlich geprägten Antijudaismus hinausging. Nach mehreren Anläufen, Wagner zu bekämpfen, gab er allerdings resigniert auf und sah sein Lebenswerk – mithin jedoch auch die deutsch-jüdische Symbiose, an die er fest glaubte – als zerstört an.

Schlüsselwörter: Auerbach, Wagner, Antisemitismus in Deutschland

“Lived and worked in vain.”

How Berthold Auerbach broke on antisemitism of his former friend Richard Wagner

As a storyteller Berthold Auerbach (1812–1882) is almost forgotten, as a witness of the liberal era in Germany, which came to an end after the foundation of the Reich, he is just being discovered. In the middle of this discovery are Auerbach's writings on the emerging German antisemitism, unpublished during his lifetime. One of the pioneers of this German antisemitism was the composer Richard Wagner, in former times a friend of Auerbach. Auerbach rightly identified Wagner's sorry effort “Das Judentum in der Musik” (1869) as the manifesto of a new form of antisemitism which

went far beyond the old, mainly Christian antijudaism. After several vain attempts to fight Wagner, he wearily gave up and considered his life work – and thus, too, the German-Jewish symbiosis, in which he firmly believed – as to be in ruins.

Keywords: Auerbach, Wagner, modern German antisemitism

Kurt Oesterle
Philosophenweg 14
72076 Tübingen
Deutschland
E-Mail: kurt.oesterle@t-online.de

